



Julia Krause-Harders Werk zieht den Betrachter hinein in die Welt der Dinosaurier.



Sein Gesicht möchte Markus Schmitz nicht zeigen, seine Werke wie diesen Scherenschnitt aus rotem Papier dafür umso lieber.

Markus Schmitz mag das Grobe. Wer ihn beim Arbeiten beobachtet, könnte ihn leicht für einen Handwerker halten. Er trägt einen ausgewaschenen Kapuzenpullover und eine dunkelblaue Kappe, die er tief ins Gesicht gezogen hat. In seiner geballten Faust hält er ein Teppichmesser. Seine gespannten Finger verraten, wie viel Druck er auf die Klinge legt.

Aber Markus Schmitz ist kein Handwerker. Das stellt er selbst sofort klar: „Hallo, ich bin der Künstler Markus“, sagt der 43-Jährige und widmet sich sofort wieder der Auftragsarbeit unter seinem Messer. Dort liegt ein großformatiger Scherenschnitt, gearbeitet aus festem, weißem Papier. All das, was weggeschnitten wurde, legt die Frankfurter Skyline frei: Maintower, Messeturm und Japan-Tower. Viele kleinteilige, kantige Verzierungen sind in die Häusertürme gesäbelt – aber so filigran, dass wirklich niemand auf die Idee kommen könnte, das sei mit einem Teppichmesser geschehen.

Markus Schmitz ist seit 2005 einer der 19 Künstler mit einer zugeschriebenen Behinderung, die im Atelier Goldstein in Frankfurt am Main arbeiten. Gegründet wurde das Atelier im Jahr 2001 von Christiane Cuticchio. Nach dem frühen Tod ihres Mannes hatte die ehemalige Bühnen- und Kostümbildnerin ihre Arbeit am Theater aufgegeben, um sich um ihre zwei Kinder zu kümmern. In dieser Zeit begann sie, geistig beeinträchtigte Jugendliche bei der Frankfurter Lebenshilfe zu betreuen.

Faszinierende Zeichnungen

Von vielen Zeichnungen der Jugendlichen war Cuticchio so fasziniert, dass sie begann, nach Werken von Menschen mit außerordentlicher Begabung zu suchen, die in Schubladen versteckt wurden. Werke, die statt in die Öffentlichkeit, vielleicht irgendwann ihren Weg in den Papierkorb gefunden hätten. Um das zu verhindern und um diese Arbeiten auszustellen, gründete Cuticchio eine Arbeitsgemeinschaft für Künstler mit kognitiven Beeinträchtigungen – zunächst in den Atelierräumen eines ehemaligen Weltkriegsbunkers in Frankfurt-Goldstein. Heute befindet sie sich in der Remise einer 1881 erbauten Fabrik in Frankfurt-Sachsenhausen.

Aus der anfänglichen Faszination Cuticchios für die Werke von Menschen mit zugeschriebenen Behinderungen und ihrem Bedürfnis, sie auszustellen und die Künstler zu fördern, ist über die Jahre ein Raum der Kunst erwachsen, der heute weltweit zu den renommiertesten seiner Art gehört. Die Künstler des Ateliers setzen sich dort zielgerichtet und intensiv mit ihrer künstlerischen Position – und auch mit der ihrer Künstlerkollegen – auseinander. Die Werke werden international ausgestellt und gehandelt.

Die Leitung der Einrichtung hat Christiane Cuticchio mittlerweile abgegeben. An

„Es geht allein um Gänsehaut“

Der Kölner Künstler Markus Schmitz ist behindert – trotzdem stellt er seine Werke aus und verkauft sie. Dabei unterstützt ihn das Atelier Goldstein, das talentierte Künstler wie ihn fördert

VON KATRIN KRAUSE UND CLAUDIA LEHNEN

Sophia Edschmid und Sven Fritz. Die zugrundeliegende Idee des Ateliers Cuticchios ist geblieben. Es gehe immer noch darum, den Künstlern mit kognitiver Beeinträchtigung einen ganz selbstverständlichen Zugang zu allen Institutionen der Kunst zu verschaffen. Also zu Hochschulen, Museen, Galerien, Sammlungen und Messen, erklärt Sven Fritz. Die Künstler gehörten einfach in den Kunstbetrieb der Zeit hinein.

„Unser Auftrag ist also, die Arbeiten, die hier entstehen, auf den Kunstmarkt zu bringen“, sagt er. Im besten Fall seien die Künstler dann irgendwann so gefragt, dass sie die Galerie gar nicht mehr bräuchten. Bisher habe es so jemanden allerdings noch nicht gegeben: „Leider“, sagt Fritz. Die Offenheit, die es dafür brauche, sei im Kunstmarkt nämlich immer noch keine Selbstverständlichkeit. „Das sind einfach sehr dicke Bretter, in die wir da bohren.“

Und so ist die Arbeit, die die Mitarbeiter des Ateliers Goldstein leisten, in gewisser Weise ein Paradoxon. Einerseits dient sie als Katalysator für Kunst von Beeinträchtigten. Andererseits arbeitet sie mit Hochdruck an der Abschaffung dieser Kategorie. Denn wie viel Norm kann etwas Kreatives wie Kunst überhaupt für sich beanspruchen? Ist Abweichung nicht geradezu Bedingung für originelle Schaffenskraft? Und verhält es sich am Ende dieser Überlegung nicht so, wie der französische Künstler Jean Dubuffet schrieb, dass es ebenso wenig „eine Kunst

der Geisteskranken gibt wie eine Kunst der Magen- oder Kniekranken“? Dubuffets Erkenntnis ging ein langwieriger Prozess voraus. Denn: Bevor man die Schubladen vorsichtig öffnen und sich daran machen kann, alle Schranken einzureißen, musste erstmal das Schubladensortiment erweitert werden. Vor dem Einreißen aller Schranken, der Inklusion aller Diagnosen, stand zunächst die Geburt einer bislang gänzlich unbeachteten Kategorie. Vor etwa 100 Jahren sorgte der Psychiater und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn dafür, dass Kunst von psychisch beeinträchtigten Menschen überhaupt wahrgenommen wurde. Es entstand eine deutschlandweit einzigartige Sammlung aus Werken von Patienten, noch heute kann man sich die Sammlung „Prinzhorn“ in Heidelberg ansehen. Prinzhorn, so sagt Thomas Röske, der heutige Leiter der Sammlung, gegenüber dem „Kölner Stadt-Anzeiger“ habe „einen Bereich der Kunst sichtbar gemacht, der in der Wahrnehmung des Kunstbetriebs vorher gar nicht existierte“.

Irgendwann sorgte das Aufkommen der Art Brut, einer als rein und unverfälscht betrachteten Kunstform aus den Händen von Laien und Behinderten, für Furore, geradezu für einen Trend. 2012 präsentierte die Frankfurter Schirn die Ausstellung „Weltenwandler. Die Kunst von Outsiders“. Ein Durchbruch meinen die einen. Eine Stigmatisierung sagen die anderen. Stand doch schon durch den Titel weniger die Kunst als

mehr die tragische Schicksalsgeschichte der als „Außenseiter“ bezeichneten Künstlerinnen und Künstler im Mittelpunkt.

Auch Sven Fritz will die Außenseiter-Etikettierung überwinden und deshalb auch gar nicht so sehr über Diagnosen reden. Wenn niemand mehr über die zugeschriebenen Behinderungen der Künstler spreche, schreibe und nachdenke, sondern es nur noch um die Kunst des Individuums innerhalb eines vielfältigen Kunstmarktes gehe, dann habe man auf dem Kunstmarkt sein Ziel erreicht. „Wir arbeiten also sozusagen an unserer eigenen Abschaffung.“

Einen der Arbeitsplätze im Atelier Goldstein zu ergattern, ist gar nicht so leicht. Jedes Jahr würden die meisten der Bewerbungen abgelehnt, sagt Sven Fritz. Der Auswahlprozess gleiche dann doch etwas dem an einer Kunsthochschule. „Nur weniger bürokratisch.“

Um sich zu bewerben, schickten Künstler, die auch die Zugangsvoraussetzung der kognitiven Behinderung erfüllten, Fotos von entstandenen Arbeiten. „Wenn wir das interessant finden, dann laden wir sie zu einem Probearbeiten ein – sozusagen ein Künstlerpraktikum.“ Und in dieser Zeit blickten dann Mitarbeiter wie Künstler mit auf die Arbeit, sagten, was sie interessiere und was nicht. Technisches Talent und Liebe zur Kunst reichten häufig nicht aus. Zusagen erhielten die Bewerber, bei denen man davon ausgehen könne, dass man gemeinsam auf eine „künstlerische Reise“ gehen könne. Das sei aber bei den wenigsten der Fall. „An das Potenzial derer, die wir aufnehmen, glauben wir aber fest“, sagt Fritz.

Bei Markus Schmitz kam es 2005 so; nicht lange nach der Gründung des Ateliers, wurde er aufgenommen. Seitdem sind seine Werke auch bei zahlreichen Ausstellungen zu sehen. In Frankfurt, Mainz, Ulm, Berlin, aber auch im Guangdong Museum of Modern Art in China. Derzeit sind sie in Lustnau, in Österreich, unter dem Titel „Relikte aus der Zukunft“ ausgestellt. Zum Verkauf bietet Schmitz seine Bilder ungern an, zu schmerzhaft erscheint es ihm, sich von ihnen zu trennen. Manchmal lässt er sich aber zu Auftragsarbeiten breitschlagen. Sie sind nach Auskunft des Ateliers für um die 2500 Euro zu haben.

Zwischen Schmitz und den anderen Künstlern des Ateliers gebe es einen entscheidenden Unterschied, sagt der Künstler selbst. Die meisten seiner Kolleginnen und Kollegen seien nämlich in Frankfurt oder Umgebung geboren. Was manche zu der Behauptung verleite, auch er sei Hesse. Ärgerlich sei das. Als einziger Künstler des Ateliers ist er nämlich in Köln zur Welt gekommen – nicht weit entfernt vom Dom. Außerdem sei er großer Fan des Fußballspielers Lukas Podolski. Heute – nach vielen Jahren in dem Atelier, und noch mehr Jahren in Frankfurt – schlagen dennoch zwei Herzen in seiner Brust: „Wenn Köln gegen die Eintracht spielt, dann tut mir das weh“, sagt er. Aber nicht nur Fußball guckt der 43-Jährige gern. Er steht auch auf Formel 1, Trucks, die Feuerwehr und Frauen. Schmitz müsste seine Vorlieben gar nicht benennen, der aufmerksame Besucher wüsste auch ohne Worte Bescheid. Denn unter Schmitz' Tisch liegt ein großer Stapel Magazine – so hoch, dass



Das Atelier Goldstein findet man in einer Remise aus dem 19. Jahrhundert.